Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 12 (1908)

Artikel: Der Tote vom Hinterberg [Fortsetzung]
Autor: Wirth, Leo
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-576287

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Baslerin (s. Abb. 6), und diese muß dem Künstler speziell aufgefallen sein, sonst hätte er nicht die Liebenswürdigkeit gehabt, die Gestalt von rückwärts zu zeichnen (ebenso wie Figur 8, von der wir später reden). Das Mieder war offenbar bunt bestickt; dazwischen zieht sich ein in der Form eines römischen V aufgesetztes Band.

Als Schutz bei Regen oder Kälte dienten die sogenannten „Aermel", Jacken, die auf der Brust nie geschlossen werden konnten (Abb. 5) und den Rücken manchmal in der Länge kaum zur Hälfte deckten (Abb. 8). Diese Kürze war dem Zeichner im Baselgebiet ebenfalls aufgefallen. Bauernmädchen trugen ihre Haare in zwei frei herunterhängenden Zöpfen. Diejenigen aus dem Kanton Zürich hatten Schnüre durchgeflochten, an deren Enden je eine Quaste hing (Abb. 4). Ob wohl Figur 5 speziell ein Wehntalermaiteli vorstellt und damals schon das glatt um den Kopf gelegte Samtband, das sogenannte „Hütli", die Ledigen des Wehntales auszeichnete?

Die Köpfe der Frauen, bezw. der Verheirateten bedeckten verschiedenartige Hauben. Diejenige von Figur 7 zeigt das spätere typische Erkennungszeichen der Frau aus dem Knonauer-amt, Kanton Zürich. Bis zum Aussterben der sogenannten „Burefeufi"-Tracht verfertigte man diese Haube aus weißem Zwilch, mit einer dichten Spitzenbordüre umgeben und mit schmalem schwarzem Samtband, das, unter dem Kinn durchgebunden, auf jeder Seite über dem Ohr mit einer Glasperlenrosette endigte. Den Ursprung dieser Haube haben wir bei den Unterhauben der riesigen Pelzmützen, den sogenannten „Hinterfür" des siebzehnten Jahrhunderts, zu suchen. Die Haube bei Abb. 8 bildete noch lange Zeit die Grundform der Frauenhauben in der Gegend von Solothurn. Während die Schuhe der Städter mit Schnallen geschmückt waren, hatten die Bauersleute, Männer wie Frauen, über die Bindschnüre fallende Lederlappen, „Laschen" angebracht. Alle Schuhe zeigen hohe Absätze.

Fassen wir die Resultate unserer Untersuchung zusammen! Wir konstatierten bei den Kupferstichen Herrlibergers einen ausgeprägten Unterschied zwischen der Kleidung von Stadt- und Landbewohnern, der vor seiner Zeit nirgends zu finden war. An Hand dieser Bilder können wir sehen, wie außer Kurs gekommene, vom Patrizier abgedankte Trachten von der Bauernsame fernerhin getragen wurden. Wir sehen, welche Einfachheit bei den zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts entstehenden Volkstrachten herrschte. Erst im Lauf der Zeit, besonders im neunzehnten Jahrhundert, wurden die Bauernkleider „schöner", reicher, mit Stickerei und Schmuck versehen; von der Mitte des letzten Jahrhunderts an beginnt aber ihr Verfall, sodaß wir heute mit Bedauern das Aussterben dieser schmucken, farbenfrohen Kleider des Volkes miterleben.

Julie Heierli, Zürich.

Der Tote vom Hinterberg.

Alle Rechte vorbehalten.
Nachdruck verboten.

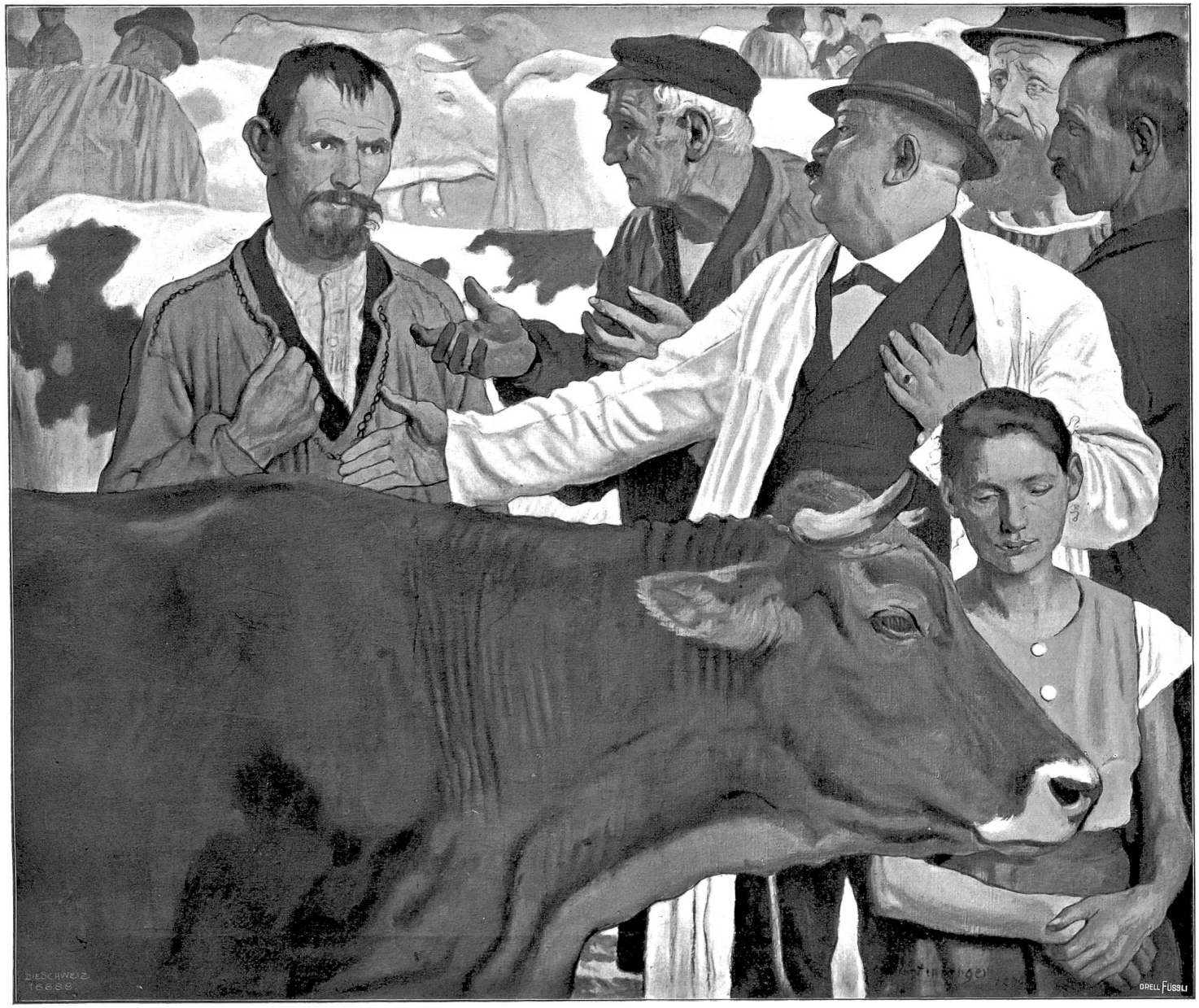
Roman in Bleistiftnotizen von Leo Wirth, Charlottenburg.

(Fortsetzung).

Ja, mein Freund ist der Kluge, der Vorsichtige, der Vernünftige! Wie könnte ich ihn tadeln? Nur kurz hat ihn mein Schwärmergeist im Bann gehalten; früh genug hat er seinen Irrtum erkannt! Jetzt glaubt auch er nicht mehr an meinen Genius; nicht einmal diesem Schreiner vermag ich mehr den göttlichen Funken vorzutäuschen! Auf dem Irrwege des Hochmuts sieht er mich hilflos ins Verderben taumeln; in seinen Augen gibt es nur eine Rettung: Widerruf. Alles, was ich war und zu sein glaubte, soll ich verleugnen, ausstreichen, als wäre es nie gewesen, soll zurückkehren wie der verlorene Sohn und — im Kolonialwarengeschäft meines Vaters meine Dichterträume begraben: Hans, was mutest du mir zu! — O ja, er ist vernünftig, und sein Rat ist gut. Zum Verzweifeln gut. So würde mir jeder brave Bürger raten. Und Hans ist nicht mehr der schwärmerisch übermütige, ach, so selige Tor, der er vor anderthalb Jahren noch auf der Axalp gewesen; nein, ein stiller, gerader, geachteter Bürger ist er geworden, der sich etwas erspart hat und seine Ersparnisse zusammenhält, ein tüchtiger, solider Mann, der sich verheiraten und eine christlich fromme Familie gründen wird, wie man sie kennt in unserer Vaterstadt. Dann wird er wohl behäbig dasitzen im traulich erleuchteten, warmen Wohnzimmer. Seine Frau wird das Kleinste wiegen und ein schreiendes Zweitjüngstes auf dem Schoße halten, während der Aelteste (solide, biedere Bürgersleute sind so fruchtbar), des Vaters Ebenbild, zu seinen Füßen aus dem Steinbaukasten hohe Gebäude, vielleicht auch Schlösser errichtet. Ach, ich sehe das alles vor mir, ein Familienbild, wie aus einer stumpfsinnigen populären Zeitschrift! Und Hans, mein tüchtiger, biederer Hans, wird von der Arbeit des Tages redlich ermüdet sein, mit zufriedenen Mienen und Vaterstolz auf seine Kinder herabsehen und mich vergessen haben ... Später wird er ihnen vielleicht erzählen, wie er in seinen jungen Jahren geschafft, gespart und sich durch Fleiß und Solidität aus dem Nichts emporgerungen habe, sodaß er ihnen einst ein schönes Vermögen werde hinterlassen können, wie dagegen einer seiner Freunde nichts Rechtes habe lernen und keine schwere Arbeit habe angreifen wollen, sondern lieber in die Welt hinausgezogen sei mit überspannten Plänen und Hirngespinsten; aber, wie es so gehe, er sei arm geworden und in der Fremde verkommen. Sogar von ihm hätte der Leichtsinnige noch Geld zu borgen versucht, aber nein — es hätte ja doch nichts genützt! Arbeiten müsse man; alles andere sei Torheit und Sünde ... Und die Kinder werden andächtig zuhören und eine heilige Scheu haben vor dem fremden Mann, der etwas Besseres sein wollte als ihr guter Vater und dafür so schwer büßen mußte. Die Mutter aber wird verständnisinnig nicken und sagen: „Ja, Kinder, da habt ihr ein Beispiel, wie die Faulheit, der Leichtsinn und der Hochmut bestraft werden! Bleibet nur immer brav, seid fleißig und euern Eltern gehorsam, dann wird Gott es euch belohnen mit Gesundheit, einem langen glücklichen Leben und einst mit dem schönen Himmel!" Darauf wird sie die Bibel zur Hand nehmen und ein Kapitel daraus vorlesen, und ihr Mann, mein einstiger Freund Hans, wird zufrieden dasitzen, behaglich ins Sofa zurückgelehnt, den ältesten Buben zwischen den Knieen, lächelnd und seines Familienglückes froh...

Ja, so wird es sein! Und mich wird er vergessen haben oder doch meiner nur gedenken als eines Verlorenen, der nicht mehr zu retten war. Wie man einer unangenehmen, peinlichen Sache gedenkt...

Ach, ich darf mir diese Bilder nicht weiter aus-



Kuhhandel.

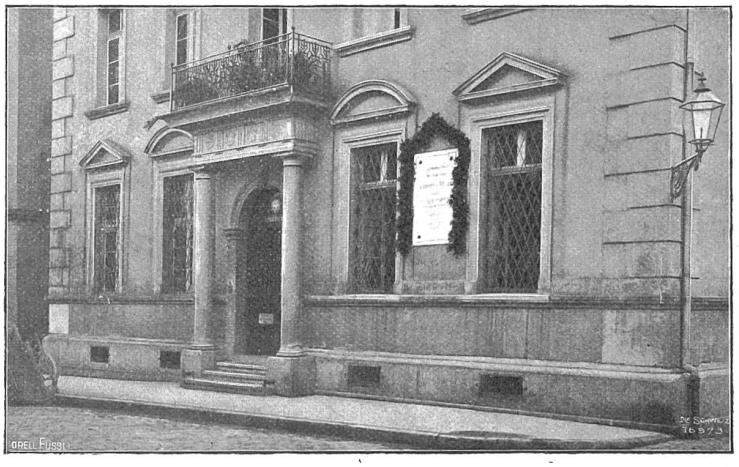
Nach dem Oelgemälde von Ernst Würtenberger, Zürich.

malen; ich würde sonst bitter und ungerecht! Und vielleicht hast du's doch nicht verdient; denn du meinst es ja so gut... Mit mir aber ist es wohl Zeit geworden, daß sich mein Geschick erfülle.

* * *

16. März.

Ob ich ein Dichter bin? Diese Frage jetzt noch zu stellen, nachdem ich Vater und Mutter längst verlassen, alle Brücken hinter mir verbrannt und der Kunst meine Seele verschrieben habe! Aber diese Frage wird mir nicht geschenkt. Allzu oft schon hat sie leis in meinen Ohren geklungen, und ich habe sie allzu oft in Angst und Schrecken zum Schweigen gebracht! Jetzt, in dieser Stunde wird sie dringend. Jetzt auch sei sie beantwortet! Bin ich ein Dichter? Das wahre Talent bricht sich Bahn. Habe ich mir Bahn gebrochen? Besitze ich wahres Talent? Hilf mir, o Gott, daß ich diese Rätsel löse!



Hallers Wohn- und Sterbehaus in Bern (Phot. Willy Schneider, Zürich).

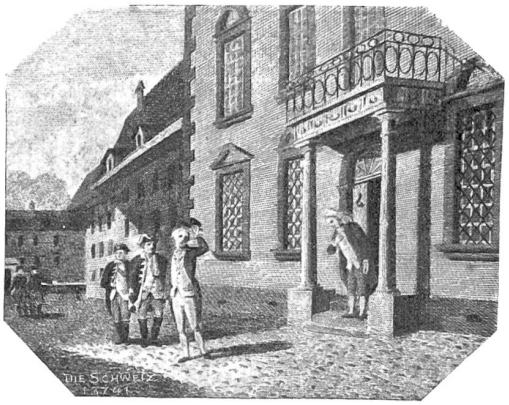
Wer hat in mir vor vielen Jahren die Flammen zuerst geweckt, die ich für das heilige Feuer der Dichtkunst hielt? Ich habe gelesen, unsere ganze Stadtbibliothek, alle Bücher, die mir erreichbar waren, Gedichte, Dramen, Romane, Geschichten, alles hab' ich gelesen, verschlungen in heißer Gier. Dann fand ich eines Tages, daß ich selber dichten konnte; Verse flogen mir zu, ich wußte nicht woher ... Heute weiß ich's. Angelesen, anempfunden war alles, Reimkunst, wie sie jeder lernt, der Sinn für sprachliche Formen und einen größern Wortschatz hat. Wenn ich mir all meine Gedichte jener Zeit vergegenwärtige: kein einziger eigener Gedanke, kein einziges ursprüngliches Gefühl — Nachbildung, nichts als Nachbildung! Und das war die Grundlage!

Wem verdanke ich meinen ersten Erfolg? Wer hat meine Gedichte zuerst hoch erhoben und gerühmt? Etwa eine Autorität? Ach nein, mein gutes Mütterchen, meine Tante, meine Basen, mein alter Lehrer, unsere ganze Stadt! Was bedeutet das? Ist ein einziger dabei, der literarische Bildung hatte, der ein maßgebendes Urteil abzugeben imstande war? Keiner! Und ich Verblendeter türmte auf dieses Lob hundert ragende Luftschlösser empor. Ist es nur menschenmöglich, so furchtbar blind gegen sich selbst, so furchtbar blind gegenüber andern, so namenlos eitel zu sein?

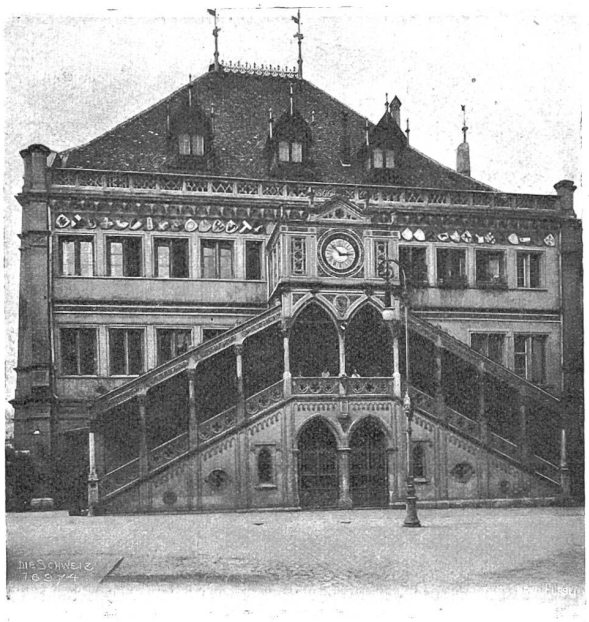
Wer hat meine ersten Gedichte, meine Erzählungen veröffentlicht? Unser „Intelligenzblatt", unser „General-Anzeiger"! Sie beide haben Juristen als Redaktoren, die von Dichtkunst wenig, vielleicht nichts verstehen, bei denen wahrscheinlich bloß das persönliche Wohlwollen den Ausschlag gab. Wieder die Person und nicht die Sache! Und ich Unglückseliger habe das nicht eingesehen, mich an meinem gedruckten Namen berauscht und allen Verstand über hochmütigen Hirngespinsten verloren. Darf ich die Anklage erheben und rufen: Ihr seid schuld, die ihr mich so maßlos gepriesen, die ihr den verfluchten Stolz in meine Seele gepflanzt, an dem ich nun zugrunde gehe? Nein, ich darf es nicht, darf euch schlichten Seelen keinen Vorwurf machen! Ihr habt es ja so gut mit mir gemeint und nicht gewußt, welcher Dämon des Hochmutes aus eurem Lob in mir emporwachsen sollte. So wird gepriesen und gelobt im ganzen Land, überall, wo die kleinen Talente wachsen. Wüßten diese Lobredner, was sie tun, voll Entsetzen würden sie verstummen. Jedes ihrer guten Worte frißt wie ein Gift um sich in so manchem schwachen Geist, und es wird ihn zerfressen und zerstören. Eine Vernichtung gibt's, die ist furchtbarer als der Tod — sie heißt Größenwahn! Daß ich mir das selber sagen muß, erst jetzt, am Ende meines Lebenstrauerspiels, ist bitter. Und so muß jeder Verblendete das Bittere, das ihm andere hätten sagen sollen, in später, qualvoller Selbsterkenntnis in der eigenen Seele lesen...

Ja, ihr seid schuldlos; aber weh mir, daß ich euch glaubte! Daß ich kein eigenes Urteil besaß und nicht bescheiden war wie mein Talent! Weh mir, auf mich allein fällt die fremde und die eigene Schuld! Daß man mein Ungestüm nicht fest in Banden hielt, als der wilde Geist zu gären begann, daß man mich mit Wohlwollen und Nachgiebigkeit verwöhnte, dafür fällt nun die Buße ganz auf mich allein. Wärest du doch hart gewesen, mein Vater, und grausam statt bloß verschlossen, skeptisch und abgeneigt, hättest du mich darniedergehalten mit Gewalt und niemals, niemals meinem Eigenwillen folgen lassen, ich hätte nicht mehr darunter gelitten, als ich jetzt leiden muß! Nicht zuviel Härte hast du gehabt, nein, zuviel Güte, zuviel Schwäche, zuviel Liebe; die wandelt sich nun in Schmerz!

Ach, die Heimat ist nicht die Welt! Ihre Liebe hat Grenzen und ihre Begeisterung auch. Wer sie überschreitet, ist der grausamen Wirklichkeit und



Kaiser Joseph II. nimmt Abschied von Haller (1777).
Nach der Zeichnung von Franz Niklaus König (1765—1832) graviert von F. Lutz.



Das Berner Rathaus, wo Haller von 1753 bis 1758 die Stelle eines „Rathausammanns" bekleidete (Phot. A. Krenn, Zürich).

Wahrhaftigkeit der Fremde ausgeliefert. Wen die Welt erhebt, der steigt leuchtend empor wie eine Rakete. Aber kühn und vermessen ist's, das Urteil der Welt herauszufordern. Es kann auch vernichtend sein...

Weiter und weiter grübelt mein Geist. Haben denn nicht auch geachtete Berliner und Leipziger Blätter Gedichte von mir gebracht? Und dort konnten doch Heimatlob und Heimatnachsicht keine Rolle spielen... Gute Gedichte! Was sind gute Gedichte? Welcher schlechte Dichter macht nicht einmal ein gutes Gedicht? Und nachher wieder hundert schlechte? Sind ein paar gelungene Verse schon Beweis genug für die höchste Berufung ihres Autors? Nein, sie sind es nicht, können es nicht sein; ich mit meinem großen Unglück bin ja selber der Beweis dafür, daß sie es nicht sind.

„Weil ein Vers dir gelingt in einer gebildeten Sprache, die für dich dichtet und denkt, glaubst du schon Dichter zu sein?" Diese Frage, die die Verneinung in sich trägt, richtet Schiller an den Dilettanten! Auch an mich ist sie gerichtet, und mein tödlich trauriges Schicksal ist die Antwort darauf.

Von wem allem ist mir dieses Unglück gekommen? Wer hat mich abgelehnt und lehnt alles ab, was von mir kommt? Das sind die großen, die ersten Zeitschriften, an deren Spitzen literarisch gebildete Männer stehen, Männer, deren Urteil in der Welt der Dichtung entscheidend ist. Wo nun sie alle derart übereinstimmen, wie bei mir, da kann kein Zweifel mehr sein, kann keine Frage rein persönlichen Geschmackes mehr mitsprechen, da ist es eben ein großes Gesamturteil, das lautet: „Du bist minderwertig. Dich selbst hast du maßlos überschätzt, das lesende Publikum maßlos gering geachtet. Ein Dilettant bist du, aber kein Künstler!"

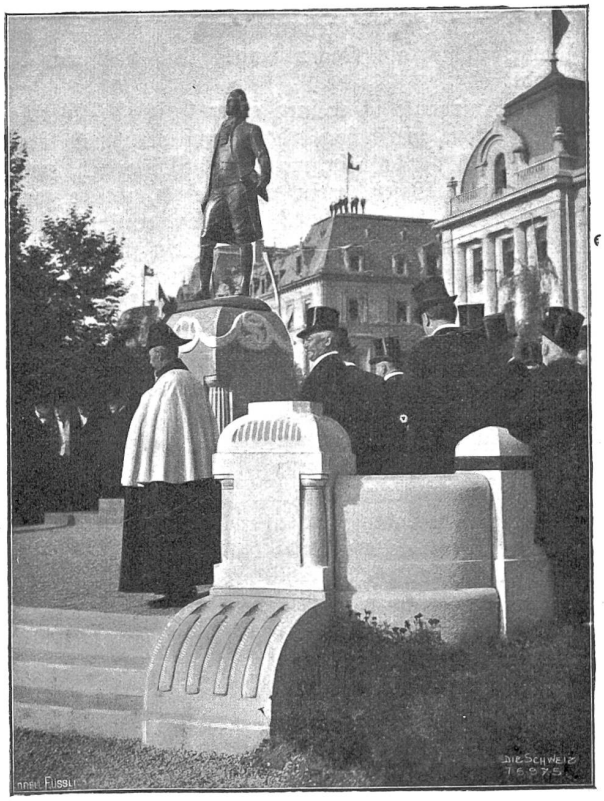
(Fortsetzung folgt).

Aus Hallers Dichtung.

Ein Beitrag zu der Feier vom 16. Oktober 1908.

Nachdruck verboten.

Glänzend hat Bern seinen Haller gefeiert. Die großartige Internationalität der Feier hat uns seinen Ruhm als Heros der Wissenschaft neu aufleuchten lassen. Von den Trägern seiner Wissenschaft ist diese Huldigung ausgegangen. Der Dichter und der politische Philosoph sind dabei nicht vernachlässigt worden. Aber — wie das Gedenkblatt der „Schweiz" zu seinem Geburtstag es hervorgehoben — das Monument und das Fest, so, wie sie Tatsache geworden, sind das Werk und das Verdienst und der Dank der Gelehrten. Wohl ist das heutige Bern an feiner und edler und kraftvoller Dichtung reich. Aber den Anspruch auf eine Geschichte als eine Heimat der Literatur hat Bern bis jetzt und auch auf diesen großen Tag hin nicht erhoben. Es hat sich nie als literarische Stadt gebärdet. Und das, nachdem der größte schweizerische Dramatiker, Niklaus Manuel, der nach eines Gottfried Keller Urteil größte Genius der erzählenden Poesie, Jeremias Gotthelf, und zwischen drin Haller, welcher der deutschen Literatur die Befreiung, das ersehnte neue Leben gebracht hat, als Sänger der Natur wie als philosophischer und sozialer Satiriker jedenfalls in der Schweiz zu den Größten gehört — nachdem diese drei Berner gewesen sind. Man mag sich darüber wundern — oder auch nicht, jenachdem man's nimmt. Ein literarisches Milieu, eine Atmosphäre, wie sie Zürich auszeichnet, wird manche Entwicklung begünstigen oder ermöglichen, die zum erfreulichen Ganzen beiträgt, ein angenehmes und anregendes geistiges Leben bestreiten hilft. In Bern scheint alles verkümmern zu müssen, was nicht mit elementarer Wucht zur Offenbarung drängt. So kam dann von Zeit zu Zeit aus dieser mächtigen Rasse auch ein dichterischer Riese zum Vorschein und stellte in großartiger Isolierung den Träger der konzentrierten literarischen Kräfte seines Stammes dar. So mag es gekommen sein, daß



Von der Hallerfeier in Bern (16. Okt.).
Der Bundesrat bei der Denkmal-Enthüllung. — Phot. A. Krenn, Zürich.